

Eine heimatlose Literatur

Jiddische Autoren in Solothurn

An den diesjährigen Solothurner Literaturtagen treten drei massgebliche Autoren der jiddischen Gegenwartsliteratur auf. In einem Gespräch geben Lev Berinski, Michael Felsenbaum und Gennady Estraiikh Auskunft über ihre eigene Condition poétique und über die Möglichkeiten und Grenzen der jiddischen Literatur.

Vor dem Zweiten Weltkrieg bedienten sich 13 Millionen aschkenasische Juden jener altentümlichen Schmelzsprache Jiddisch, die sich hauptsächlich aus mittelhochdeutschem, aber auch hebräischem und slawischem Wortmaterial zusammensetzt. Die Shoah hat die Kontinuität der jiddischen Literatur, die im Werk von Scholem Alejchem (1859–1916) einen ersten Höhepunkt fand, mit äusserster Grausamkeit abgebrochen; und es ist nicht sicher, ob das Jiddische überhaupt überleben wird. 1978 wurde Isaak Bashevis Singer mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet – in der Sorge, dass seine Muttersprache nie mehr vor der Schwedischen Akademie erklingen würde, hielt er den ersten Teil seiner Dankesrede auf Jiddisch.

Die Sprachsituation bietet heute ein prekäres Bild: Michael Felsenbaum beklagt, dass jeder jiddische Autor in erster Linie für sich selbst schreiben müsse. Trotz dem beschränkten Wirkungskreis gibt es aber auch positive Aspekte: Gennady Estraiikh, der an der Universität London jiddische Sprachwissenschaft lehrt, weist auf ein Phänomen hin, das man als die Esperantisierung des Jiddischen bezeichnen könnte: Immer mehr Nichtjuden interessieren sich aus linguistischen oder kulturhistorischen Gründen für das Jiddische. Deshalb entwickelte sich das Jiddische allmählich zu einer supranationalen Sprache. Lev Berinski nennt in diesem Zusammenhang die in New York lebende Engländerin Lea (Elinor) Robinson, die als Nichtjüdin in die Fremdsprache Jiddisch gewechselt hat und als eine der besten Lyrikerinnen in dieser Sprache gelten darf. Mehrsprachigkeit zeichnet auch die meisten Schriftsteller mit jiddischer Muttersprache aus: Lev Berinski hat das Moskauer Schriftstellerinstitut absolviert und verfasst heute noch russische Gedichte, Michael Felsenbaum schreibt etwa zur Hälfte in Ivrit, Gennady Estraiikh spricht in seiner Familie Russisch.

Dabei ist es kein Zufall, dass die meisten jiddischen Kulturträger ihre Wurzeln in der Sowjet-

union haben. Unter dem kommunistischen Regime war das Jiddische ein ideologischer Freiraum – so konnte man etwa in der Sowjetunion nur in jiddischen Publikationen über den Holocaust schreiben (dieses Thema wurde für russische Autoren nicht freigegeben, weil die Behörden sich vor den offensichtlichen Parallelen zur stalinistischen Vernichtungsmaschinerie fürchteten). Allerdings gab es auch unter den jiddischen Kulturschaffenden in Russland tiefgreifende Meinungsunterschiede: Im Jahr 1962 veröffentlichte die Zeitschrift «Sovietish Heymland» ein Gedicht mit dem Titel «Genug geklagt», das die thematische Fixierung der jiddischen Literatur auf den Holocaust kritisierte. Diese Publikation polarisierte sofort die ganze Redaktion: Die einen stimmten der Diagnose erleichtert zu, während die anderen über eine solche Pietätlosigkeit empört waren.

Lev Berinski zielt mit seinem neusten Gedichtband «Luftblumen» genau in diese Richtung: Er habe seine Kunsttexte geschrieben, als ob es die Shoah nicht gegeben hätte. Er besinge die Schönheit visionärer Gebilde in einer Sprache, von der man Worte über die Vernichtung der Juden erwarte. Damit wolle er zeigen, dass man im Jiddischen nicht nur Zeugnis ablegen, sondern auch Literatur schreiben könne. Michael Felsenbaum erinnert jedoch an die enorme ethische Verantwortung, die ein jiddischer Schriftsteller gegenüber seiner Kultur trage: Mehrmals in der Geschichte des Judentums seien ganze Völker ausgelöscht worden. Deshalb bleibe das Memento der Shoah immer implizit präsent im Schreiben eines jiddischen Schriftstellers.

Während sich Ivrit als Sprache einer neuen israelischen Nationalliteratur durchsetzen konnte, bleiben jiddische Werke letztlich heimatlos. Lev Berinski lebt seit zehn Jahren in Israel und kritisiert die fehlende Unterstützung für das Jiddische in der israelischen Gesellschaft. Als Israel gegründet wurde, habe man das Jiddische offen abgewertet als Ausdruck der angeblichen Sklavemoral der europäischen Juden. Die forcierte Etablierung der Kunstsprache Ivrit markiere einen deutlichen Bruch mit der tragischen Vergangenheit. Die frühe Kulturpolitik des jüdischen Staates habe auf die demiurgische Erschaffung eines Homo Israelicus gezielt – «das ist aber nicht gelungen, schliesslich sind wir Juden». Erst 1996

hat die Knesset das Jiddische offiziell «als Nationalschatz des jüdischen Volkes» anerkannt. Man müsse sich allerdings fragen, ob Israel nicht zu viel Zeit habe verstreichen lassen – heute sei der typische Jiddisch-Leser überaltert und kaum mehr bereit, neue Sprachexperimente wie die «hooliganische Prosa» eines Michael Felsenbaum zu goutieren. Berinski formuliert dennoch eine verhaltene Zuversicht: Das Jiddische zeichne sich gerade wegen seiner ständigen Bedrohung durch einen enormen Überlebenswillen aus. Und in der Tat gibt es in der jiddischen Literatur einen inno-

vativen «Wiederwuchs» – so der Titel einer 1989 in New York erschienenen Anthologie –, dessen Erträge nun auch in Solothurn präsentiert werden.

Ulrich M. Schmid

Sonntag, 12. Mai, 11.30 Uhr im Landhaussaal.
Jiddische Texte, zweisprachig (Lev Berinski, Gennady Estraiikh, Michael Felsenbaum; Vorwort von Astrid Starck). 48 S., Fr. 10.–. Erhältlich bei: Solothurner Literaturtage, Postfach 926, 4502 Solothurn, info@literatur.ch.